

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Alfred Polgar

Standpunkte

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

GESPRÄCH MIT EINEM MEISTER

SCHÖN, DASS DER BRAVE PRATTNER [JOSEF] noch lebt und noch immer seinen Laden hat an dem engwinkligen, von Bomben verschont gebliebenen Platz, gegenüber der uralten Kirche mitten drin, die gottlob ebenfalls den Segen von oben überdauert hat. Denn weit herum könnte einer reisen und würde doch kaum eine zweite so bezaubernd zartgliedrige Kirche finden wie diese hier, die dazu auch noch den lieblich-bildhaften Namen führt: Maria am Gestade. Ebenso schwer würde er Schuhe finden gleich denen, die Prattner verfertigte. Sie standen auf dem Boden unglaublich parallel zu diesem, ein großer Fuß erschien in ihnen, obgleich er's bequem dort hatte, klein, ihre Eleganz war so unauffällig, daß man sie erst richtig merkte, wenn man den Preis erfuhr, und sie hielten ihre Form jahrzehntelang. Von keinem, ginge er noch so zerlumpt daher, aber in Prattner-Schuhen, sie mochten so alt sein wie sie wollten, könnte man sagen: »Ein Bettelmann von Kopf bis Fuß.« Man müßte sagen: ». . . von Kopf bis Fußknöchel«, denn von dort ab nach unten schiene er noch immer ein Kavalier. Kräftige Preise allerdings verlangte der gute Prattner, und abhandeln ließ er sich nichts von ihnen. Sein Kaufmannsherz war zäh und undurchlässig wie Boxcalf, sein Schusterherz aber weich wie Antilopenleder, auch Samt-

leder genannt, mit dem man die Linsen der empfindlichen optischen Instrumente putzt. Dies will sagen: er liebte seine Erzeugnisse. Auf der Rechnung, mit der er sie ablieferte, stand: »Bon voyage«. Das galt den Schuhen. Er hatte wenig Klienten, war immer unzufrieden mit ihnen und nahm Bestellungen entgegen, als erwiese er damit dem Besteller eine ganz ausnahmsweise Gefälligkeit. Er sah aus wie und war ein richtiger Gentleman, leise, ein bißchen zeremoniell, sprach in gewählten Ausdrücken und stets mit einem launig-höflichen Lächeln um die Lippen. Mein Freund Bruno Frank, der Autor, leider schon tot, und ich, wir schrieben ihm Lobesbriefe über seine Arbeit, und er hängte die Briefe an das Ladenfenster, so daß die Passanten sie lesen konnten. Nachher änderten sich die Zeiten, und er nahm unsere Briefe wieder weg vom Fenster.

Während eines Aufenthalts in der Heimat besuchte ich ihn, versteht sich. Die Distinktion und das Lächeln waren noch da, aber dieses jetzt unbeweglich, eingeklemmt zwischen zwei scharfen Falten rechts und links, die ihm gleichsam die mimische Zufuhr absperreten. Anfangs war ich ein wenig unsicher, wie immer bei Begegnungen mit lieben Landsleuten daheim, und da saß auch der viereckig ausgesparte, helle Fleck an der schmutzfarbenen Wand. Aber vielleicht hatte dort nicht das

gewisse Bild gehangen, sondern das von Prattners Großmutter, und er hatte es fortgenommen, weil er im Testament der Alten nicht bedacht worden war. Ich entschied mich für diese Lesart.

Das Wiedersehen mit alten Bekannten verläuft typisch. Die Bestürzung, wie sehr der alte Bekannte sich verändert hat, benimmt jedem im ersten Augenblick den Atem, den er doch für den zweiten dringend braucht, um dem alten Bekannten zu versichern, wie völlig unverändert er geblieben ist. »Herr Prattner, Sie sehen wirklich ganz unverändert aus.«

»So?« sagte er mißtrauisch. »Sie auch.« Er setzte die Brille auf, sah mich an und setzte sie gleich wieder ab.

»Und die Gesundheit? Alles in Ordnung?«

»Bißchen was mit der Lunge, wie bei jedem Schuster . . . Und die Nerven natürlich.«

»Es waren auch böse Zeiten für euch hier, wie?«

»Wenn Sie es nur wissen«, sagte er ein wenig unwirsch.

»Sie haben nicht mitgetan bei der Schweinerei, Herr Prattner, davon bin ich überzeugt.«

»Na ja . . . Na freilich . . .« Er nahm die angebotene Zigarette. »Die Bomben. Hernach die Russen.«

»Und wie geht das Geschäft? Zufrieden mit der Kundschaft?«

Er lehnte mit einer Handbewegung ab. »Die hat ja keinen Begriff. Heute noch weniger als früher . . . Ich mache Arbeit, wie sie kein zweiter macht. Glauben Sie, die Leute erkennen Qualität? Und erkennen sie an?«

»Wem erzählen Sie das, Meister!«

»Meister! Meister!« wiederholte er mit etlicher Bitterkeit. »Da meistert sich nix. Die Herrschaften merken's einfach nicht, wie so ein Schuh aus meiner Werkstatt gebaut ist. Sieht aus, als hätte er sich von selbst gemacht. Ja, oder was! Da steckt sehr viel Gustiererei und Prüfererei und Überlegung in so einem Ding, mein Lieber. Aber das verstehen Sie ja nicht.«

»Und ob ich es verstehe! Ich kenne doch Ihre Arbeit. Alles genau bedacht, bis auf das kleinste Komma . . . bis auf den kleinsten Nagel, wollt' ich sagen.«

»Schauen Sie einmal eine Naht von mir an, wie die gestichelt ist . . . auf Kosten meiner Augen freilich. Aber ich würde mich eben kränken, wenn man . . .«

». . . wenn man die Naht merkte. Natürlich. Ich kann Ihnen das so gut nachfühlen!«

»Und lohnt sich die Mühe? Bis man nur sein bißchen Geld hereinbekommt!«

»Da haben Sie absolut recht. Mit den Honoraren ist es ein Jammer.«

»Mich freut das Ganze nicht mehr.«

»So dürfen Sie nicht reden, Herr Prattner«, sagte ich mit aller Überzeugung, die ich für die fromme Lüge aufbringen konnte. »Ihre Kunst muß Ihnen Freude machen – oder sie wäre keine. Es schafft doch Genugtuung, etwas fertigzubringen, von dem man sich selbst sagen kann: Das ist richtig. Da ist nichts zuviel und nichts zuwenig. Da läßt sich keine Silbe wegnehmen oder hinzufügen.«

»Glauben Sie! Aber es gibt Kunden, die lassen meine Schuhe korrigieren! Prattner-Schuhe! Wenn ich mich weigere, macht es ein anderer Schuster. Wissen Sie, was so einer vor kurzem getan hat? Einem glatten Vorfuß von mir – Sie werden es nicht für möglich halten – hat er eine gesteppte Kappe aufgesetzt!«

Er hatte sich warm geredet. Und mich auch. »Ein starkes Stück, so etwas!« rief ich voll echter Teilnahme an seinem Kummer. »Selbstverständlich, die geringste Änderung an solcher Präzisionsarbeit – und das ganze Stück ist aus der Façon.« – »Am liebsten würde ich überhaupt nur für die paar Menschen Schuhe machen, die ich gern habe«, sagte er.

»Goldene Worte, Herr Prattner! Aber – um ein x-beliebiges Beispiel zu wählen – davon, daß ein Dichter seiner Frau seine Verse vorliest, kann er nicht leben.«

»Na, dichten muß man ja nicht unbedingt«, brummte er. »Aber Schuhe braucht der Mensch.«
»Wieviel verlangen Sie heute für ein Paar?«

Er nannte eine grotesk hohe Ziffer und setzte hinzu, indes sein eingeklemmtes Lächeln versuchte, sich freizuringeln: »Zumindest man selbst wird doch die eigene Leistung richtig einschätzen dürfen, wenn es schon die anderen nicht tun.«

»In der Praxis muß man's aber billiger geben.«
»Übrigens, wenn es Sie interessiert«, sagte Prattner, »Ihre Maße hab' ich noch.« Er holte ein langes, schmales, hochbetagtes Registrierbuch aus der Schublade. Richtig, da standen sie. Unter dem Datum vom 12. Dezember 1927.

Ich will's nicht verschweigen – es rührte mich ein wenig, daß solche Spur von meinen Erdentagen noch erhalten geblieben war.

KÜNSTLER

IN DEN KLEINEN LANDORT SIND KÜNSTLER gekommen. Artisten. Auf dem Grasplatz vor der Bude der Obstfrau haben sie ihre Pfosten und Bretter aufgeschlagen und quer über die Stangen, die den Eingang markieren, ein breites Band mit der Aufschrift »Variété« hingenagelt. Zwei Reihen Holzbänke rechts und links, angeordnet im Halbkreis, stellen Verbindungen her zwischen Eingang und Hintergrund des Schauplatzes. Den Hintergrund bildet der Wagen. Er ist Wohnraum, Eßraum, Schlafrum, Waschraum, Magazin, Künstlergarderobe und noch vieles andere mehr. Seine Wände sind außen bemalt; die Malerei hat der Regen heruntergewaschen, was ihr gut bekam, denn jetzt scheint sie, obschon kaum ein paar Monate alt, wie von lange her. Armut kommt rasch zu Patina! Der ganze Wagen ist so, als hätte ihn eine längst entschwundene Zeit hier verloren und vergessen, und wenn das kleine Auto, das dem Wagen angeschirrt ist, mit ihm loszieht, sieht es aus, als führe der Enkel den Urgroßvater. Der Enkel selbst lahmt auch schon, zermüht von Wettern und Strapazen.

Chef des Unternehmens ist Herr Billon, der vom frühen Frühjahr bis zum späten Herbst mit seinem Variété durch die österreichischen Lande fährt. Direktor Billons künstlerisches Personal ist sehr

einheitlich: es besteht aus der Familie Billon. Und die Familie wiederum aus elf Personen: aus Vater, Mutter, einem Neffen, der als Clown sich betätigt, und acht Kindern des Ehepaares, von denen das älteste neun Jahre, das jüngste vierzehn Monate alt ist. Die Kinder turnen, tanzen, arbeiten an Trapez und Ringen, der Vierjährige macht einen dummen August en miniature, der Neunjährige ist bemerkenswert im Handstand auf einem schwankenden Bau übereinandergestellter Stühle, deren unterster mit den vier Beinen auf vier Flaschen aus Holz steht. Wenn der Neffe Clown nach vollbrachtem Exerzitium die hölzernen Flaschen von der Bühne trägt, versäumt er, zu meiner leisen Enttäuschung, aus ihnen einen tüchtigen Schluck zu tun. Dennoch bekommt der Clown, nach altem Brauch, vom Direktor, den er zum Narren hält, viele Ohrfeigen, die aber nur klatschen, nicht treffen. Der Geist ist immun gegen die Roheit der Materie.

Das Vierzehnmonat-Baby trainiert auch schon. Es übt Purzelbaum und Kopfstand, lernt bereits die Kerze und den Rückwärtsbogen. Früh krümmt sich, was ein Parterreakrobat werden soll. Gefaulenzt wird nicht in der Truppe Billon. Bei meinem Besuch zur Mittagsstunde, während der Topf mit Suppe umging, übte am Gerät, sprang, schlug Rad, was nicht eben löffelte, und zwei Hündchen,

die Vater Billon auch noch ernährt, damit sie helfen, ihn und die Seinen zu ernähren, gingen, ohne daß es ihnen wer geschafft hätte, auf den Hintertpfoten, gleichsam mitgerissen von der allgemeinen artistischen Bewegung.

Direktor Billon hat kein leichtes Leben. Der köpfe-reichen Familie, zwei Hunden und einem Auto muß sein Variété die Existenz ermöglichen. Dazu kommt: Instandhaltung der Geräte, Kostüme, Steuern, Musik, und in Orten, wo die Eingeborenen kein Herz für die Kunst haben, auch noch Platzmiete. Der Direktor schafft es, und allein hierzu schon gehört echte artistische Begabung. Die Kinder, wirtschaftlich gesehen, sind freilich, weil Arbeitskameraden, nicht nur fressendes, sondern auch zinsendes Kapital, aber ihre Leistungsfähigkeit steht mit ihrem Appetit in einem verhängnis-vollen Zusammenhang. Der Sommer, in dem für das ganze Jahr verdient werden muß, dauert fünf Monate, der Winter eine Ewigkeit. Da ist die Truppe festgefahren, wirklich auf totem Geleise, denn ihre Winterquartiere sind zwei ausrangierte Eisenbahnwaggons am Rande der großen Stadt, wo diese schon abtröpfelt ins Ländliche.

»Möchten Sie den Artistenberuf aufgeben, wenn Sie anderswie Ihr Brot verdienen könnten?«

Der Direktor glaubt durchaus nicht an die Möglichkeit eines solchen Anderswie. Auf dieser wirtschaft-

lichen Einsicht ist seine Liebe zur Kunst gegründet. Es bleibt ihm wie so vielen [von der Wirklichkeit im zwiefachen Sinne des Wortes: abgestoßen] Zeitgenossen wenig anderes übrig, als sich dem Ideal zu verdingen, das noch schlechter zahlt als jene und überdies größtenteils nicht in bar, sondern mit inneren Befriedigungen und anderen Nonvaleurs. Herr Billon will das nicht wahr haben. Er folgt, indem er Variété im Umherziehen betreibt, väterlicher und großväterlicher Überlieferung, angeborener Passion, unabweisbarer Bestimmung. Er setzt Hoffnungen in das Talent seiner Sprößlinge, denen bald das richtige Variété winkt, verspricht sich auch einiges von der neuen Tyrolienne der zwei Jüngsten und der Clownszone mit dem Hut. Aber die eigentliche Glanznummer des Variétés, die auch vor anspruchsvollerem als Dorfpublikum sich sehen lassen könnte, bleibt doch Direktor Billons wirtschaftlicher Balanceakt. Nur wenig Schillinge beträgt sein Tagesbudget, und auf so dünnem Draht hält er, zehn Menschen auf dem Buckel, das ökonomische Gleichgewicht. Qualis artifex!

Die Kinder blicken ein bißchen ernst drein, aber keineswegs unglücklich. Applaus, sagen die Eltern, ist den Kleinen lieber als Schokolade.

Während der Abendvorstellung machte der helle Mond die zwei Glühbirnen überflüssig. Er goß

eine feine Tunke von Unwirklichkeit über Kunst und Künstler, und wie aus seinem Licht gesponnen funkelte das Silberflitterröckchen der kleinen Suse am Trapez.

INHALT

	Seite
STANDPUNKTE	
GESPRÄCH MIT EINEM MEISTER	7
KÜNSTLER	13
WOZU BRAUCHT EIN ENGEL FLÜGEL?	18
VERDACHT GEGEN DIE DINGE	21
ANNA	26
TIERE, VON UNS ANGESEHEN	29
LOB DER MANSARDE	33
MECHANISMUS DER GÜTE	37
STANDPUNKTE	42
LIEBE IM HERBST	45
DER VOLLKOMMENE FREUND	48
SHYLOCK'S PLÄDOYER	51
SANDWICHMANN	56
DIE UNIFORM	59
DOPPELGÄNGER, DUBLEICHER GESELLE	62
DIE GUTE KINDERSTUBE	66
LOTTE UND DIE LÖWEN	71
DIE VERLORENE HANDSCHRIFT	74
GESPRÄCH MIT JUDITH	78
BENEHMEN SIE SICH ANSTÄNDIG	82
VEILCHEN	85
DENKMAL	98
AUF HOLZ GEMALT	101
BESCHERUNG	105
EIN UNHEIMLICHER MENSCH	109
MÖRDER OHNE NIVEAU	116

	Seite
STANDPUNKTE	
RIGOLETTO	121
ALTER GOLDSCHMUCK	125
MAN SIEHT VENEDIG	128
DAS URICH	133
GROSSTADTZAUBER	137
BLICK IN DIE WERKSTATT	
DAS GESPRÄCH IN DER ERZÄHLUNG	145
VON BILDERN UND VERGLEICHEN	149
DAS WETTER IN DER LITERATUR	153
BEZIEHUNG ZUM THEATER	159
SOMMERGESCHICHTEN	
LANDSCHAFT	171
MARIE	175
VOR DEM SCHLAGBAUM	178
HOTELBEKANNTSCHAFTEN	182
TEICH	184
TOD EINES LEIBFRISEURS	186
DAS REH	190
ITALISCHES SEEBAD	193
ZITRONEN	197